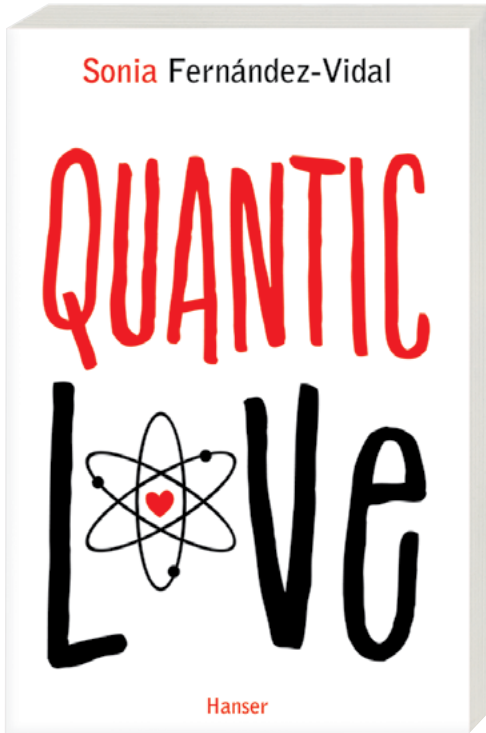


Leseprobe aus:

Sonia Fernández-Vidal  
Quantic Love



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2014

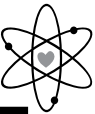
HANSER

Sonia Fernández-Vidal  
Quantic Love



Sonia Fernández-Vidal

---

QUANTIC  
LVE

---

Aus dem Spanischen von  
Kristin Lohmann

Carl Hanser Verlag



*Für Marta C.F.*

*Nur jemand wie sie, jemand mit einem  
so großen Herzen, konnte uns einen derart wunderbaren  
kleinen Menschen schenken. Danke.*

With Quantic Love.

*»Gravitation is not responsible  
for people falling in love.«*

Albert Einstein

*»Ohne Wissenschaft ist die Liebe machtlos;  
ohne Liebe ist die Wissenschaft zerstörerisch.«*

Bertrand Russell



---

# 1. DIE TORE VON SHAMBHALA

---

Manchmal kommt es vor, dass uns die Zukunft etwas ins Ohr flüstert. Manche Menschen bezeichnen das als Vorahnung, manche als Intuition. Sicher ist jedenfalls eines: In dem Moment, in dem ich ins Flugzeug stieg, *wusste* ich einfach, dass sich alles ändern würde. Die Laila, die jetzt aus Sevilla fortging und sich auf den Weg in die Schweiz machte, diese Laila würde nie wieder zurückkehren.

Meine Arbeitserlaubnis als Kellnerin im CERN war zwar auf diesen Sommer befristet; trotzdem wurde mir plötzlich klar, dass es ein Vorher und ein Nachher geben würde.

Nervös bahnte ich mir einen Weg durch die Leute, die ihr Handgepäck reichlich kompliziert in den Fächern über den Sitzen verstauten. Sitz 17A, Fenster. Es würde herrlich sein, die Alpen von oben zu sehen.

Als ich auf meinem Platz saß, deponierte ich meine Tasche zwischen den Füßen und nahm das Moleskine-Notizbuch heraus, das mir mein Vater für die Reise geschenkt hatte. Ich war berührt, als ich die erste Seite des schwarz eingebundenen und mit einem Gummiband zusammengehaltenen Büchleins aufschlug: Darauf war ein



Zitat von Peter Matthiessen zu lesen, das meine plötzliche Gefühlsanwandlung perfekt wiedergab:

Ein Mensch begibt sich auf eine Reise  
und ein anderer kehrt zurück.

Typisch mein Vater: mit seinen Geschenken traf er immer voll ins Schwarze. Die Worte des Autors von *Auf der Spur des Schneeleoparden* – dem Lieblingsreisebericht meines Vaters – hallten in meinem Inneren jetzt, da ich meine eigentümliche Odyssee angetreten hatte, umso stärker wider.

Während die Stewardess völlig unbeachtet die Sicherheitsbelehrungen zum Besten gab, hörte ich innerlich die sanfte, ernsthafte Stimme meines Vaters: »Halt die Augen auf, Laila. Du wirst im bedeutendsten Forschungszentrum Europas sein, das ist bestimmt eine ganz besondere Erfahrung. Sei mit deinen Händen bei der Arbeit in dieser Cafeteria. Den Blick aber richte in die Ferne, zum Horizont.«

»Ach, Papá, ich geh doch nur für drei Monate«, hatte ich geantwortet.

Dann umarmte ich ihn ganz fest. Ich wusste genau, was jetzt kommen würde. Seit meinem 14. Geburtstag erzählte er mir immer wieder diese orientalische Fabel – seit vier Jahren!

»Erinnerst du dich an die Geschichte des Jägers, der auf Shambhala stieß, als er einen Hirsch verfolgte? Als er sah, dass sich die Tore des tibetischen Paradieses öffneten, lud ihn der Wächter ein einzutreten; der Jäger jedoch wollte zurück zu seiner Familie. Als er heimgekehrt war, hatte sich der Berg wieder geschlossen; die Tore von Shambhala öffnen sich nämlich nur ein einziges Mal im Leben jedes Menschen. Jede Chance ist einzigartig, Laila, und wenn du sie nicht

wahrnimmst, dann passiert dir dasselbe wie dem Jäger, der für den Rest seines Lebens auf Hirschjagd gehen musste.«

Mein Vater war ein unverbesserlicher Träumer. Vielleicht hatte er deshalb die praktischste und realistischste Person dieses Planeten geheiratet: meine Mutter. Deren Worte trafen mich dagegen wie ein Strahl Eiswasser:

»Arbeite fleißig, sei sparsam und halte dich von den Jungs fern. Denk dran: In drei Monaten kommst du zurück und fängst an zu studieren. Ich will nicht, dass du dir irgendwelche Luftschlösser ausmalst. Du bist nicht Einstein, sondern das Mädchen, das den Milchkaffee serviert – das solltest du nicht vergessen bei all den Nobelpreisträgern, die dort herumschwirren.«

Als wir in Genf landeten, hatte ich das erste Mal ein bisschen Angst vor dem Abenteuer, auf das ich mich da eingelassen hatte. Ich hatte das Gefühl, der bewölkte Himmel falle mir auf den Kopf, irgendwie war mir alles zu viel. All meine Freunde waren im Urlaub, während ich auf dem Weg war an einen mir unbekanntem Ort zu einer Arbeit, von der ich nicht die leiseste Ahnung hatte. In meinem Lebenslauf hatte ich behauptet, in den letzten beiden Jahren im Sommer auf einem Campingplatz an der Costa Brava als Kellnerin gearbeitet zu haben – eine glatte Lüge.

Plötzlich wäre ich am liebsten wieder ins Flugzeug gestiegen und in meine sonnenlichtdurchflutete Stadt zurückgeflogen, in meine bekannte Welt, in der zwar alles langweilig und vorhersehbar, aber dafür sicher war.

*Tief durchatmen*, sagte ich mir, als mir bewusst wurde, wie sehr meine Beine zitterten, während ich in der Schlange vor der Zollkontrolle stand, *du benimmst dich ja wie ein verschrecktes Küken!* Meine eigene Zurechtweisung gab mir genügend Kraft, um die Panikattacke zu überwinden. Ich ging durch die Kontrolle, den

Blick auf den Boden geheftet, und nahm Kurs in Richtung Transportband.

Bei der Gepäckausgabe hing ein riesiges Satellitenbild des Ortes, an dem ich den Sommer verbringen würde. Ich musste lächeln – scheinbar ein direkt an mich gerichteter Willkommensgruß. In der Mitte der Luftansicht war zu lesen:

CERN:

DER ORT, AN DEM DAS WORLD WIDE WEB ERFUNDEN WURDE

In der Woche vor meinem Flug hatte ich alles über diesen Ort googelt. Ich hatte herausgefunden, dass CERN die Abkürzung ist für Europäisches Zentrum für Kernforschung<sup>1</sup>, für das Kernphysiklabor also, in dem der größte Teilchenbeschleuniger der Welt gebaut wurde. 27 Kilometer lang! Scheinbar diente der Riesenapparat dazu, den Ursprung des Universums zu erforschen – wow!

Ich nahm meinen Koffer vom Band und ging zum Ausgang in Richtung Bushaltestelle, wo sich ein paar junge Leute angesammelt hatten. Sie sahen aus, als hätten sie eine Bergtour hinter sich.

Neben mir wartete ein älterer Mann mit einem braunen Cordjackett und einem eleganten dunklen Pullover. Er trug eine antike Brille und sah mich mit kleinen, heiteren Augen an. Schüchtern lächelte ich zurück. Er wirkte wie ein Portier im Ruhestand.

Als der Bus vor uns hielt, der mich zum CERN bringen sollte, setzte ich mich auf einen Platz in der Nähe des Fahrers; der Alte nahm neben mir Platz.

»Hallo – na, du bist wohl nicht von hier, oder?«, meinte er in perfektem Englisch.

1 Aus dem Französischen: Conseil Européen pour la Recherche Nucléaire

Ich hatte wenig Lust, Konversation zu betreiben, dafür war ich viel zu nervös. Der Alte war allerdings so sympathisch, dass ich nicht unhöflich sein wollte. Ich grüßte auf Englisch zurück. »Ich komme aus Sevilla«, fügte ich noch hinzu.

»Eine wunderschöne Stadt! Ich liebe Flamenco und Tapas. Darf man erfahren, was dich in die Schweiz führt?«

»Ich arbeite in diesem Sommer im CERN, dem Kernforschungszentrum etwas außerhalb von Genf.«

»Ich kenne den Ort.« Der Alte lächelte.

Ich hoffte, dass das Gespräch damit beendet war. Als sei ich in Gedanken vertieft, richtete ich den Blick aus dem Fenster, aber der Alte dachte gar nicht daran zu schweigen.

»Du bist ganz schön jung für eine Forscherin. Oder hab ich es vielleicht mit einem kleinen Genie zu tun?«

»Ich bin alles andere als ein Genie. Ich jobbe den Sommer über einfach als Kellnerin.«

Ich merkte selbst, wie traurig mein letzter Satz klang. Wieder spürte ich einen Knoten im Hals, als ich an die drei Monate dachte, die mir bevorstanden. An der Schule war ich die Klassenbeste gewesen – dort wurde ich wirklich als kleines Genie angesehen. Meine Lehrer hatten mir versichert, dass ich eine ausgezeichnete Studentin sein würde. Jetzt aber begab ich mich an den Ort mit der höchsten Dichte an Cracks pro Quadratmeter auf der ganzen Welt – und das, um ihnen einen Kaffee zu bringen.

Ich fühlte mich plötzlich gänzlich unbedeutend. Mir wurde bewusst, wie einsam ich während dieser unendlichen Wochen sein würde. Ich biss mir auf die Lippe und schluckte, um das schreckliche Gefühl loszuwerden, gleich in Tränen auszubrechen.

»Seltsamer Ort, um sich bisschen Geld dazuzuverdienen ...«

*Ganz schön penetrant, der Typ*, dachte ich genervt; aber immerhin

vertrieb mir mein kleiner Ärger über ihn das Bedürfnis zu weinen. Dafür war ich ganz dankbar; also spielte ich das Spielchen weiter mit: »Ich hab die Stellenausschreibung in einer europaweiten Arbeitsbörse für Studenten entdeckt. Im nächsten Semester will ich anfangen zu studieren und schwanke noch zwischen Mathematik und Physik. Wenn ich ein paar Monate weg bin von zu Hause, wird mir die Entscheidung leichter fallen.«

Ob ich überhaupt würde studieren können, stand allerdings in den Sternen. Dass meine Eltern ihre kleine Buchhandlung hatten schließen müssen, musste ich dem Alten ja nicht unbedingt auf die Nase binden. Der Traum, den meine Eltern sich damit vor meiner Geburt verwirklicht hatten, hatte die Krise nicht überstanden. Während mein Vater irgendwelche Hilfsjobs annahm, flickte meine Mutter die Kleider der Nachbarn. Um ein Studium zu finanzieren, reichte das nicht aus.

»Scheint mir eine weise Entscheidung. Oje, ich benehme mich wohl ziemlich daneben. Ich hab mich ja nicht mal vorgestellt: Ich heiße Murray.«

»Ich bin Laila.«

»Hübscher Name, kleines Genie.«

»Er kommt aus dem Arabischen und bedeutet ›die Schöne‹«, erklärte ich.

»Aha. Dann passt er ja gut zu dir. Übrigens: Wenn du zum CERN willst, musst du die nächste aussteigen. Ich schreibe dir meine Telefonnummer auf. Wenn du irgendetwas brauchst, kannst du dich gern an mich wenden.«

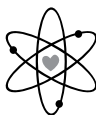
Er nahm einen Kugelschreiber hervor und notierte ein paar Zahlen auf einem Stück Papier.

Als der Bus an meiner Haltestelle angekommen war, dankte ich ihm herzlich für sein Angebot und stieg aus.

Bevor ich den Zettel in die Hosentasche steckte, las ich einen einzelnen Satz, der auf der Rückseite aufgedruckt war:

Die Analphabeten des 21. Jahrhunderts werden nicht die sein,  
die nicht lesen und schreiben können, sondern diejenigen,  
die nicht lernen, verlernen und umlernen können.

Ich steckte den Zettel in mein Notizbuch. Es würde mir zur Aufbewahrung kleiner Schätze dienen, hatte ich beschlossen. Noch hatte ich keine Ahnung, wie viele davon sich im Laufe dieses unvergesslichen Sommers ansammeln würden.



---

## 2. ANGELINA

---

Die Zugangsstraße zum CERN endete an einem Wachhäuschen. In einem Nebengebäude musste ich mir eine Zutritts-erlaubnis ausstellen lassen, um durch die Sicherheitskont-

rolle zu kommen.

Ich wurde von einer barschen, russisch aussehenden Beamtin empfangen. Sie saß hinter einem mit Plastikpflanzen dekorierten Tresen, neben ihr ragte ein Bildschirm auf.

Radebrechend gelang es mir, ihr auf Französisch den Zweck meines Besuchs klarzumachen, woraufhin sie mit der Webcam ein Foto von mir machte. Fatalerweise war ich gezwungen, den grässlichen Schnappschuss während meiner kompletten Zeit am CERN auf meinem *Badge* – meiner Zugangsberechtigung – zur Schau zu tragen.

Nachdem mir die Beamtin eine Mappe mit meiner Krankenversicherung und dem Zeitvertrag ausgehändigt hatte, gab sie mir noch einen Plan, auf dem alle Gebäude des Laborkomplexes aufgezeichnet waren. Ich war überrascht, wie riesig das Areal war, es schien aus einer unendlichen Anzahl kleiner Blöcke zu bestehen.

»Hier bist du untergebracht: Gebäude 4I, linke Tür. Im gleichen Wohnheim sind auch die Sommerstudenten einquartiert.«

*Genial!*, dachte ich. *Wenigstens ein paar junge Leute um mich herum.*

Ich bedankte mich für all die Hinweise und machte mich summend auf den Weg.

Mist. Es hatte angefangen zu regnen. Ich hielt mir die Mappe über den Kopf und lief hastig zur Sicherheitskontrolle. Beschämt zeigte ich die Zutrittserlaubnis mit dem miserabelsten Foto meines bisherigen Daseins.

Die Sicherheitsleute unterhielten sich auf Französisch – zu schnell, als dass ich etwas hätte verstehen können. Ich war überzeugt davon, dass sie sich über mein Foto lustig machten; zumindest verabschiedeten sie mich grinsend und ließen mich dann passieren.

Kurze Zeit später gelangte ich an die Eingangstür meines Wohnheims, vor dem eine Unmenge alter, verrosteter Fahrräder stand, keines von ihnen abgesperrt. Alle Räder waren vom selben Modell und alle hatten ein kleines CERN-Logo auf dem Schutzblech.

Ich überlegte, ob ich mir vielleicht eines ausleihen könnte, um eine Spritztour nach Genf zu unternehmen, es waren ja nur ein paar Kilometer bis in die Stadt. Natürlich nur, falls es irgendwann mal wieder aufhören würde zu regnen.

Das hässliche, gealterte Betongebäude war enttäuschend. Ich hatte eine modernere Anlage erwartet, vielleicht sogar etwas Futuristisches. Immerhin befand ich mich in einem weltweit als richtungsweisend geltenden Forschungslabor.

Im dritten Stock hatte ich keine Schwierigkeiten, das Zimmer auffindig zu machen, das mir zugewiesen worden war: Zimmer 317. Durch die Tür drang laute Musik. Meine Mitbewohnerin war anscheinend da. Ich rief und wartete dann, aber es antwortete niemand und so öffnete ich die Tür mit meinem eigenen Schlüssel.

Die Musik kam aus einem Mac, der auf einem der beiden Schreib-



tische stand. Das Zimmer war wirklich groß genug für zwei Leute, meine Mitbewohnerin allerdings schien da anderer Ansicht zu sein. An den Seitenwänden eines Regals standen zwei Betten. Eines der beiden war komplett zerwühlt, das andere diente als Kleiderschrank für einen Haufen unordentlicher Klamotten. Neben zwei schmutzigen Socken lag ein schwarzer BH auf dem Boden.

Ich blieb mitten im Zimmer stehen und wusste nicht, wo ich meinen kleinen Koffer abstellen sollte. Viele Kleider hatte ich nicht gerade, trotzdem konnte ich nur hoffen, dass meine Mitbewohnerin ihren Klamottenberg wegräumen würde, damit ich mich einrichten konnte.

Ich nahm ein Notizbuch von ihrem Schreibtisch, das zwischen mit Notizen und Formeln übersäten Papieren hervorlugte. In perfekter Handschrift hatte sie ihren Namen darauf geschrieben: Angelina.

Genau in dem Moment ging die Tür zum Badezimmer auf und ich fuhr zusammen. Ein spliternacktes und vor Nässe triefendes Mädchen fuhr mich an:

»Darf man erfahren, was verdammt noch mal du mit meinen Sachen machst?«, schrie sie und riss mir das Notizbuch aus der Hand. Sie musterte mich verächtlich von Kopf bis Fuß, bevor sie fortfuhr.

»Dann bist du wohl das Studienmäuschen, mit dem ich mir das beschissene Zimmer hier teilen soll. Ich kann nur hoffen, dass du keine Kleptomanin bist, sonst kannst du dir meine Faust aus der Nähe anschauen.«

»Das stimmt nicht«, sagte ich in einem Englisch, das um einiges britischer war als ihres. »Ich bin keine Sommerstudentin. Ich habe einen Job im Restaurant und ... ja, sieht so aus, als würden wir uns das Zimmer teilen.«

Während sie irgendetwas Unverständliches in sich hineinmurmelte,

änderte sich ihr Gesichtsausdruck; sie schien jetzt eher neugierig als wütend zu sein.

»Kellnerin? Das sind doch mal gute Nachrichten! Endlich gibt's Gratisdrinks für mich.«

Mit beiden Armen packte sie den ganzen Kleiderstapel und warf ihn völlig achtlos auf den Stuhl vor ihrem Schreibtisch.

Obwohl sie immer noch nackt war, bewegte sich diese durchgeknallte Person mit absoluter Natürlichkeit durchs Zimmer. Allerdings hatte sie so eine Superfigur, dass sie wirklich stolz darauf sein konnte, egal ob sie mit oder ohne Bikini herumlief. Sie war mindestens einen Meter siebenzig groß, hatte lange Beine und irre Kurven. Ihre klitschnasse Mähne fiel ihr auf die Schultern. Sie hatte kleine blaue Augen und eine spitze Nase, auf der gerade so viele Sommersprossen saßen, dass es attraktiv war. Ihr Teint war makellos gebräunt und stand in perfektem Gegensatz zu den blonden Haaren. Im Vergleich zu ihr war ich ein graues, dunkelhaariges Mäuschen, das keinen hinterm Ofen hervorlockte, auch wenn mein Vater mich immer mit Audrey Hepburn verglich. Tja, das lag wohl an der bedingungslosen Liebe eines Vaters.

Ich streckte ihr die Hand entgegen und wir stellten uns vor. Angelina hob ihre Hand und gab mir Highfive, ganz nach amerikanischer Art.

»Es regnet schon wieder – so eine Scheiße! Was würde ich dafür geben, jetzt in Tasmanien surfen zu gehen, anstatt in diesem Drecksloch voller Freaks festzusitzen.«

Ich versuchte, eine Art höfliche Unterhaltung zustande kommen zu lassen.

»Also bist du Australierin?«

»Und du? Bist du jetzt Kellnerin oder Sherlock Holmes? Ich bin in Florida geboren, mein Alter wurde aber vor sieben Jahren nach

England versetzt. Abu – so nenne ich ihn – ist ein hoch angesehener und superlangweiliger Professor für Kosmologie an der supergroßartigen Universität Oxford. Pah!«

»Was für ein Glück, so einen Vater zu haben!«

»Ja, genau, großartig. Deshalb hat er auch Angie Wunderkind weggeschickt, damit es in seine berühmten Fußstapfen treten und genauso zum klugscheißerischen und einschläfernd langweiligen Wissenschaftler werden möge wie er selbst. Eingesperrt und ohne die trübseligste Disko im ganzen Umkreis, wo man mal ein bisschen aus dem Rahmen fallen könnte. Das ist doch die Hölle!«

Ein zartes Klopfen unterbrach unser Gespräch.

Ich ging in Richtung Tür und fragte, wer da sei – schließlich stand meine Mitbewohnerin nackt da.

Wie vom Blitz getroffen schoss Angie auf mich zu und riss die Tür sperrangelweit auf. Ein dunkelhaariger Junge mit gestreiftem T-Shirt starrte sie mit offenem Mund an. Befangen wandte er den Blick schließlich ab vom nackten Körper dieser Wahnsinnigen.

»Es gibt 'ne Party auf dem Flur«, stammelte er, wobei er sie aus dem Augenwinkel zu röntgen schien. »Ich dachte, vielleicht hast du Lust zu kommen ...«

»Habt ihr Bier?«

»Ja, meine Leute sind nach Frankreich rüber, um Alkohol zu kaufen.«

»Cool«, meinte sie, jetzt ganz entspannt, während sie ein blaues Kleid aus dem Kleiderhaufen angelte.

Nachdem sie sich das Kleid übergeworfen hatte – ohne Unterwäsche –, hakte sie sich bei dem Jungen unter.

»Schlaf gut, Baby«, sagte sie über die Schulter zu mir.

Dann knallte sie die Tür zu.

Es dauerte fast eine Minute, bis ich geschluckt hatte, was eben pas-

siert war. Todmüde von der Reise machte ich die Musik aus, zog meinen Schlafanzug an und legte mich ins Bett. Dann wählte ich auf meinem iPod Nano Nikosia; *Melancholy Nr. 1*. Der Song passte perfekt zu meiner Stimmung.

Während das letzte Licht des Tages allmählich verblich, wurde die heilsame Ruhe zu Einsamkeit und einer Art von Furcht. Mir kam ein Interview mit Enrique Rojas in den Sinn, das ich gelesen hatte. Ich erinnerte mich an die Formel EINSAMKEIT + ZEIT = DEPRESSION. So war das, hatte er gesagt, »außer bei Intellektuellen, die sich niemals einsam fühlen, auch wenn sie niemanden an ihrer Seite haben«.

Ich war aber keine Intellektuelle. Wenn überhaupt, dann hatte ich eine Menge Träume, auch wenn ich nicht sagen konnte, welche das waren. Ich hatte einen beneidenswerten Weg eingeschlagen. Ich war an einem der faszinierendsten Orte der Welt – vor allem für mich, die ich mit dem Gedanken spielte, ein naturwissenschaftliches Studium zu absolvieren.

Trotzdem fühlte ich mich verloren und allein. Irgendwie auch mutlos. Ich hatte einen unbedeutenden Job als Kellnerin und eine verrückte Exhibitionistin, mit der ich mir das Zimmer teilte. Alles deutete darauf hin, dass ich meine freie Zeit in den nächsten Monaten in völliger Einsamkeit verbringen würde.

Noch ein Zitat kam mir in den Sinn, diesmal war es von dem Reisenden Bruce Chatwin: »Was mache ich hier.«

Ich erlaubte mir, eine Träne zu vergießen. Als der Hahn erst mal offen war, floss es nur so dahin. Ich umarmte das Kissen und hoffte auf Trost. *Es war eine schlechte Entscheidung gewesen, diesen Job so weit weg von zu Hause anzunehmen.* Noch bevor ich mir selbst widersprechen konnte, war ich eingeschlafen.

---

### 3. DER LANG- WEILIGSTE ORT DES UNIVERSUMS

---

An meinem ersten Morgen im CERN wurde ich von zarten Sonnenstrahlen geweckt. Meine Mitbewohnerin schnarchte so laut, dass ich nicht mal eine Sekunde brauchte, um zu wissen, wo ich mich befand.

Von Angie ging eine gewaltige Duftwolke nach Alkohol und Tabak aus. Komisch, dass sie mich nicht geweckt hatte, als sie von ihrer Saufparty nach Hause kam, wo ich doch normalerweise schon durch das Herumschwirren einer Fliege wach wurde.

Ich schlüpfte in Jeans und T-Shirt und gab mir Mühe, leise zu sein. Eigentlich eine absurde Vorsichtsmaßnahme – bei dem Kater, den Angie haben musste, wäre sie wohl nicht mal durch eine Atomexplosion wach geworden.

Rechtzeitig machte ich mich auf den Weg, um an meinem ersten Arbeitstag nicht zu spät zu kommen. Mithilfe der Karte des Geländes machte ich einen kleinen Erkundungsspaziergang in der näheren Umgebung des Restaurants 1. Ein wirklich unglaublich einfallsloser Name für ein Lokal.

Es gab im CERN zwei Kantinen, die auf die Zahlen 1 und 2 getauft worden waren. An wissenschaftlichem Denken mangelte es

wohl kaum, aber mit Fantasie war man hier nicht gerade gesegnet.

Die Umgebung war allerdings idyllisch. Die großen Fenster des Restaurants gingen auf einen hübschen grünen Garten hinaus und im Hintergrund sah man Berge, die direkt aus *Heidi* entnommen schienen.

Ein halbes Dutzend ungelenker Forscher spazierte zu dieser frühen Stunde in der Anlage umher. Die meisten von ihnen trugen einen Regenmantel oder einen Trenchcoat, um sich vor dem feinen Regen zu schützen.

Auch wenn es noch fünfzehn Minuten hin waren bis zum Beginn meiner Schicht, beschloss ich, schon einmal hineinzugehen und mich beim Geschäftsführer vorzustellen, der gerade das Geld in der Kasse zählte. Er war Anfang vierzig, etwas dicklich und sah ziemlich unfreundlich aus. Er sprach mich auf Französisch an, wobei er ein ziemliches Tempo vorlegte und kaum den Mund aufmachte, sodass ich Mühe hatte, ihn zu verstehen. Fahrig erklärte er mir, wie die Kaffeemaschine und die Registrierkasse funktionierten, und zeigte mir die Kühlschränke und ein paar Heineken-Fässer im Vorratsraum. Dann nuschetete er noch irgendetwas Unverständliches über rostige Kohlensäurebehälter, die man für den Druck der Zapfanlage bräuchte.

Ich war ziemlich eingeschüchtert und gab mir alle Mühe, sein Französisch zu verstehen, allerdings konnte ich mir nicht das Geringste merken von all dem, was er sagte.

Nach einer zehnminütigen Einführung machte er sich grunzend auf den Weg in Richtung Restaurant 2, wo die Kühlschränke wegen eines Kurzschlusses gerade vor sich hin tauten.

»Wenn es ein Problem gibt, musst du selbst damit fertig werden. Bye«, rief er mir zum Abschied zu.

Allein hinterm Tresen der Cafeteria fühlte ich mich wie Laika, das Hündchen an Bord der Sputnik 2: verloren in der eisigen Unendlichkeit des Weltalls.

Während ich auf meinen ersten Gast – oder mein erstes Opfer – wartete, machte ich ein paar tiefe Atemzüge. *Mach dir keine Sorgen, Laila. Du bist von der ganzen Schule die Beste deines Jahrgangs. Einen Kaffee machst du doch mit links.*

In dem Moment kamen zwei Typen in die Cafeteria und setzten sich an einen langen Tisch. Mit einem Leeregefühl im Magen ging ich zu ihnen, um die Bestellung aufzunehmen – ich hatte gar nicht gefrühstückt vor lauter Nervosität.

Ich war überrascht, dass sie einen Kakao bestellten. Eine echte Erleichterung, so musste ich mich zumindest nicht mit diesem Höllengerät von Kaffeemaschine herumschlagen.

Eine Minute später kam der dritte Gast herein und zog sofort meine Aufmerksamkeit auf sich. Nicht nur, dass er verdammt gut aussah – irgendwie hob er sich auch ab vom Typus Forscher, wie ich ihn bisher hier wahrgenommen hatte. Er war groß und dunkelhaarig und sah eher aus wie ein Model für Freizeitklamotten als wie ein zerstreutes Rechengenie. Er trug eine neue Jeans, ein italienisch geschnittenes Hemd mit hochgekrempeelten Ärmeln und eine modische Sonnenbrille, die irgendwie unpassend war angesichts der zahllosen Wolken, die den Himmel über dem CERN bedeckten.

Ich fing an, supergründlich die Theke zu wischen, damit er nicht bemerkte, dass er mir aufgefallen war.

Er seufzte resigniert, bevor er sich auf den Tresen stützte. Mit der Langsamkeit eines Menschen, der genügend Zeit hat, um sie zu verlieren, klappte er sein iPad auf und fing an, *Angry Birds* zu spielen, während er immer wieder schläfrige Blicke in Richtung Glasfront warf.

Dann nahm er plötzlich die Brille ab und sah mich an. Ich begriff, dass er mich bis dahin noch gar nicht bemerkt hatte. Er schenkte mir ein breites Lächeln und bestellte nach einem italienisch gefärbten »Good Morning« einen Cappuccino.

Die Bestellung war erschreckend genug, um mich aus dem Zustand angehender Verblödung zu holen, in den ich inzwischen verfallen war. Hilfe! Der Moment war gekommen, in dem ich mich mit der Höllenmaschine auseinandersetzen musste – und das, ohne die leiseste Ahnung zu haben, wie man damit einen Cappuccino zubereiten sollte. Warum konnte er sich auch nicht mit einem einfachen Espresso zufriedengeben?

»Kommt sofort«, sagte ich, während ich eine große Tasse unter einen der glänzenden Siebträger stellte und auf einen roten Knopf drückte. Der doppelte Auslauf begann, eine weißliche Flüssigkeit in die Tasse zu spucken. Ich konnte förmlich spüren, wie sich mein Gast die Hände vors Gesicht hielt.

Zweiter Versuch. Mit Mühe machte ich den Siebträger los und hielt ihn unter den Auswurf der Kaffeemühle. Das Umlegen des seitlichen Auswurfhebels bewirkte, dass das Kaffeepulver über den kleinen Behälter hinausquoll und sich dann als gerösteter Regen über meine Füße ergoss.

Ein kalter Schauer lief mir den Rücken hinunter, während ich den Metallträger erneut einspannte.

Roter Knopf.

Dieses Mal füllte eine braune Brühe die Tasse. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und fragte mit vorgetäuschter Professionalität: »Soll ich die Milch warm machen?«

Er beschränkte sich darauf, den Kopf zu schütteln.